

Der Weg zur Krippe

1. Weihnachtsfeiertag, 25. Dezember 2023

Kirchenpräsidentin Dorothee Wüst

Liebe Gemeinde,

Schafe, nichts als Schafe. Seit Generationen. Samuel ist ein aufgeweckter Kerl. Aber das interessiert niemanden. Sein Großvater war Hirt, sein Vater war Hirt. Natürlich ist er auch einer. Er ist erst siebzehn Jahre alt. Hat Träume. Von einem ganz anderen Leben. In dem Schafe keine Rolle spielen. In seinem Kopf sind Wörter, Gedichte, Geschichten. Die würde er aufschreiben. Wenn er schreiben könnte. Aber das kann er nicht. Und wird es nie können. Weil er ein Hirte ist. Auch in jener Nacht. Als Engel am Himmel sind. Und ihn auf den Weg schicken. Zu einem Stall. Zu einem Kind.

Auch Maksym ist siebzehn. Gerne wäre er bei seinen Großeltern. Aber sie haben ihn auf die Reise geschickt. Allein und unbegleitet. In ein fremdes Land. Weil in seinem Land Krieg herrscht. In seinem Land war alles klar. Er hätte die Bäckerei seines Vaters übernommen. Aber die steht nicht mehr. Das Haus, in dem er groß geworden ist, ist nur noch eine Ruine. Sein Vater ist bei den Soldaten, seine Mutter kümmert sich um die kranke Oma. Und Maksym ist zornig. Wäre auch gern bei den Soldaten. Aber jetzt ist er hier. Versteht kein Wort. Hat keine Ahnung, was aus ihm wird. Verliert langsam das Gefühl, dass etwas aus ihm werden kann. Weil sie alle freundlich sind. Ihn aber dennoch spüren lassen, dass er fremd ist. Ein Niemand ist. Er sitzt auf einer Parkbank. Allein. Nur ein Engel ist bei ihm. Schickt ihn auf den Weg. Zu einem Stall. Zu einem Kind.

Gegenüber sitzt Nadine. Ruht sich kurz aus mit ihren Einkaufstaschen. Es ist schon spät, längst dunkel. Drei Kinder warten zu Hause. Toben durch die Wohnung, die aussieht wie nach einem Tornado. Die immer so aussieht. Weil Nadine längst die Segel gestrichen hat. Jede Menge Abstriche macht. An ihre Ansprüche. Die perfekte Mutter zu sein. Oder

wenigstens eine gute. Halbtags berufstätig. Aber nur dann, wenn keines der Kinder krank ist. Was irgendwie nie der Fall ist. Wenn keines der Kinder Ärger hat. Was irgendwie nie der Fall ist. Dann sitzt sie in einem Schulsaal und hört, was gut wäre. Geduld, Zeit, Verständnis. Sie greift nach den Einkaufstaschen, seufzt, macht sich auf den Weg. Und mit ihr geht ein Engel. Zu einem Stall. Zu einem Kind.

In einer dunklen Nacht in Bethlehem sind Engel am Himmel. Sie sind bei Hirten auf dem Feld, die ihre Schafe hüten. Sie sind bei denen in der Dunkelheit, die gar nichts zu erwarten haben. Ausgerechnet da wird es hell. Ausgerechnet da ist von Frieden die Rede. Leichte Kost für die, denen Friede nicht fremd ist. Die sich zu Hause fühlen in ihrem Leben, wohlfühlen in ihrer Haut. Schwere Kost für all die, die irren und suchen und sich verlieren und verlieren. Die so allein sind in tiefer Nacht. Und gar nicht mehr recht glauben können, dass es auch für sie hell werden kann. Engel? Sicher doch. Frohe Botschaft? Für die anderen. Friede? Für mich ein Fremdwort.

Wenn das so wäre, dann wären die Engel aus der Weihnachtsgeschichte putzige Dekoration. Wie sie an vielen Weihnachtsbäumen und in vielen Fenstern zu sehen sind. Nette Accessoires einer netten Zeit. Die einmal im Jahr ist, vorüber geht und dann wieder dem grauen Alltag Platz macht. Ohne verschärfte Wirkung, ohne Tiefsinn, ohne Nachhaltigkeit. Alle Jahre wieder. Wenn das so wäre, gäbe es nur eine alte Geschichte zu erzählen, die längst Vergangenheit ist. In der der Hirte Samuel für eine kurzen Moment etwas Besonderes erlebt. Um dann wieder Hirte zu sein. Und für Maksym und Nadine und all die anderen, die durch die Dunkelheit irren, würde es sowieso dunkel bleiben.

Aber Weihnachten ist kein Datum im Jahr, das vorübergeht. Der Weg führt immer zur Krippe, wo das Kind wartet. Der Stern über dem Stall versinkt nicht in einer längst vergangenen Nacht, die Engel hören einfach nicht auf zu singen. Sie hören einfach nicht auf zu singen. Sie singen über Zeit und Raum hinweg, singen ihr Lied in unser Herz hinein. Dort, wo die Sehnsucht sitzt. Gefunden zu werden, an ein Ziel zu kommen. Oder doch wenigstens zurück auf einen Weg zu finden, der sich richtig anfühlt. Sie singen von Frieden. Und sie meinen mich. Und Sie. Und alle, deren Herzen wund und weh sind. Sie singen durch die Nacht hindurch in einen neuen Morgen, in dem die Hoffnung nicht stirbt, sondern lebendiger Funken ist. Der zünden kann. Der Leben verändern kann. Nach und

nach. Nicht einfach so. Ach du lieber Himmel. Es ist Weihnachten. Und nicht Wolkenkuckucksheim.

Im Wolkenkuckucksheim passieren die Dinge mit einem Schlag. Im Handstreich wird aus Versagen Erfolg, aus Niederlage Sieg, wird aus Unglück Glück und aus Unsinn Sinn. Im Wolkenkuckucksheim wird aus Samuel ein gefeierter Dichter, Maksym wird doch noch Bäcker, und aus Nadine wird eine gut organisierte Mutter, die ihren Kindern nichts schuldig bleibt und nebenbei noch ihre Nägel pflegt. Weihnachten erzählt von einem Wunder. Aber Wunder tagen nur, wenn sie der Realität standhalten. Und sie brauchen Zeit. Und Menschen, die an Wunder glauben. Oder besser: Menschen, die an Menschen glauben. Oder noch besser: Menschen, die glauben, dass Gott an sie glaubt.

Denn das ist für mich der Kern von Weihnachten, die eigentliche Weihnachtsbotschaft. Gott glaubt an mich. Gerade dann, wenn ich das selbst nicht mehr kann. Weil mir keiner etwas zutraut, weil ich mir selbst gar nichts mehr zutraue. Wenn mir die Kraft ausgeht, mich wie Münchhausen immer wieder selbst am Schopf aus dem eigenen Sumpf zu ziehen und meinen Fuß auf festen Boden zu stellen. Gerade dann, wenn ich mit mir selbst fertig bin und mit allen anderen auch, mir und dem Leben keine Chance mehr gebe, dann glaubt Gott an mich. Sieht einen Wert in mir. Sieht mich an, als wäre ich wertvoll. Weil ich das auch bin. Wertvoll.

Samuel mag ein Hirte vor zweitausend Jahren sein, aber er ist auch Kind unserer Zeit. Das etwas aus sich machen will, das Talent hat, das eine Stimme hat. Aber keiner will sie hören. Sie wird niedergeprügelt oder kleingemacht oder missverstanden. Auf meinem Weg begegnen mir viele Samuels, die am Ende keinen Schulabschluss haben und die Zeit totschlagen, auf die schiefe Bahn geraten, die ihnen wenigstens ein bisschen Anerkennung verspricht. Sie laufen mit der Herde, weil sie sich dort sicher fühlen. Plärren Parolen, die sie noch nicht einmal verstehen. Aber keine Stimme ist laut genug, um die Leere in ihren Herzen zu füllen. So ist das. Aber will das einer wissen?

Maksym ist definitiv ein Kind unserer Zeit. Ein Kind ohne Kindheit. Viel zu früh erwachsen, ohne zu wissen, wie das geht. Nicht weil er das will, sondern weil die Welt das mit ihm macht. Mit ihm und viel zu vielen anderen Kindern, denen man die Wurzeln nimmt und

damit ihre Flügel stützt. Und gar nicht mehr auf die Idee kommt, dass sie welche haben. Dass sie mehr sind als minderjährige unbegleitete Geflüchtete. Mehr sind als das Trauma, mit dem sie leben müssen. Deren Seele schon viel zu viel erlebt hat. Und die dennoch nur eines wollen. Irgendwo hingehören. Wer sein. Kein Spielball der Geschichte, sondern Subjekte ihrer Geschichte. Sieht das einer?

Sieht einer Nadine in ihrer Not? Der es so gar nichts nützt, wenn andere den Kopf schütteln oder ihr gute Ratschläge geben. Die ihre Kinder von Herzen liebt, aber nicht mehr weiß, wie das funktioniert, sich selbst zu lieben. Anstatt sich immer und immer nur überfordert, überlastet und unzufrieden zu erleben. Ein ungenügender Mensch. Das liest sie in den Augen ihres Arbeitgebers, in den Augen der Lehrer, in den Augen der seltenen Besucher, die sich einen Weg durch das Chaos bahnen. Und immer nur wissen, wie es besser geht. Ohne dass es besser wird. Nur die Ansprüche werden höher. Und das Gefühl zu versagen. An diesem Leben. Im Schatten zu sein. Und niemals im Licht.

Menschen fühlen sich auf der Schattenseite. Fühlen sich verirrt, verloren, verletzt. Wären gerne anders, kriegen es nicht hin. Treten auf der Stelle oder laufen im Kreis. Schauen in den Spiegel und wissen nicht, wer sie sind. Was sie wert sind. Was bin ich wert? Mit dieser Frage beginnt der Weg zur Krippe. Zu einem Kind. Irgendwo im Nirgendwo wartet Gott auf mich. Um mich anzusehen. Mit Augen, in denen ich etwas wert bin.

Und die Engel singen. Sie singen die alten Lieder. Von einem Gott, der die Menschen liebt. Der Mensch geworden ist, um uns nah zu sein. Damit wir begreifen, dass er da ist. Eines dieser alten Lieder kennen wir alle. Klingt altmodisch, geht aber zu Herzen. Und geht so: „Alle Jahre wieder kommt das Christuskind auf die Erde nieder, wo wir Menschen sind. Kehrt mit seinem Segen ein in jedes Haus, geht auf allen Wegen mit uns ein und aus. Steht auch mir zur Seite still und unerkannt, dass es treu mich leite an der lieben Hand.“

Weihnachten bringt nicht Licht ins Licht, es bringt Licht ins Dunkel. Für die Samuels, Maksyms, Nadines dieser Welt. Für Sie und für mich. Es erzählt von einem Gott, der da ist, der nah ist. Still und unerkannt. Bei dem ich einen Wert habe, bei dem jeder eine Chance hat. Und vielleicht, vielleicht berühren die alten Lieder unser Herz, rührt uns die alte Geschichte an in unserer Seele. Und wir blicken in den Spiegel und sehen einen

Menschen, der etwas wert ist. Und gehen ein bisschen getröstet, ein bisschen ermutigt, ein bisschen gestärkt unseren Weg. Treu geleitet an Gottes Hand. Still und unerkannt. Aber da. Für mich. Für uns alle. Für diese Welt. Mit seinem Segen. Auf allen unseren Wegen.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus und lasse in uns Weihnachten werden. Amen.

Amen.